

Der ganz alltägliche Mitch - Leben auf dem Pulverfass

Nicaragua vom 01.11.1998 - 31.01.1999,
betreut von der Konrad-Adenauer-Stiftung

Inhalt

Ein schwerer Start	424
Managua- die Antistadt	425
Eine politische Bilanz	426
<i>1. Sandinisten und Sandalisten</i>	
<i>2. Dona Violeta, eine Hausfrau an der Macht</i>	
<i>3. Daniel Ortega und Arnaldo Aleman-zwei Caudillos im Wettstreit</i>	
Hurrigan Mitch - Chronik einer Katastrophe	431
Flucht vor dem Elend	436
Moskitos und Miskitos- einmal Dschungel und zurück	438
Zweifel an Ernesto Cardenal	441
Tabak und Bananen und welche Macht haben die Gewerkschaften?	442
Corinto - Besuch einer Partnerstadt	443
Ein Abstecher in den Schwarzwald	444
La Virgen Purísima	446
Frauen im Land der Machos	446
Statt eines Epilogs: Hochzeit á la nica	447



Suzanne Cords, geboren am 4.5.1962 in Pau/Frankreich. Erste journalistische Ambitionen als Schülerin bei der Westfalenpost. Nach dem Abitur 1981 setzte sie sich für vier Jahre nach Südamerika ab. Dort unter anderem journalistisch für La Democracia in Montevideo tätig. 1985-91 Studium der Journalistik. 1990 Stipendium der Dienste in Übersee für Brasilien. Seitdem als freie Journalistin für diverse Rundfunkanstalten und Printmedien tätig.

Ein schwerer Start

„Lass was von Nicaragua übrig“ scherzten meine Freunde bei der feuchtfröhlichen Abschiedsfete. Ich habe nämlich den Ruf, Katastrophen magisch anzuziehen. Bombenalarm im Flugzeug, Überfälle, abstruse Unfälle, über die alle lachen können außer mir, alles schon dagewesen. Doch mit der Katastrophe, die ich dann in Nicaragua erlebte, hatte niemand gerechnet. Als ich im Flugzeug Richtung Managua saß, tauchten im deutschen Fernsehen die ersten Schreckensbilder auf. Der Hurrican Mitch hatte unvorstellbar gewütet in Zentralamerika, vor allem in Honduras und Nicaragua. Da ich mit zwölfstündiger Verspätung an meinem Zielort ankam, hatte sich in der Familie schon Panikstimmung breitgemacht: Ist ihr was passiert, warum meldet sie sich nicht? Dann Entwarnung, mir ging es bestens. Doch was ich in den drei Monaten an Elend, Verzweiflung und Zerstörung sah, hat mich tief betroffen. Andererseits bewundere ich auch den Mut und den Optimismus vieler Menschen, die nicht zum ersten Mal alles verloren haben und trotzdem nach vorne blicken. Sollte ich mich in Deutschland nochmals über meine kleinen Probleme grämen, dann muss ich nur an diese Nicas denken. Nicas, so nennen sich die Nicaraguaner selbst, und die drei Monate, die ich Freund und Leid mit ihnen geteilt habe, werden mir unvergesslich bleiben. „Nicaragua ist nicht nur der Mitch; hier herrscht der alltägliche Mitch, aber wir lassen uns nicht unterkriegen“. So das Credo meiner Freundin, der Journalistin Sofia Montenegro. „Wir Nicaraguaner haben alle unser Katastrophendiplom abgeschlossen“. Nicht nur der Hurrican Mitch, der zu allem Überfluss auch noch unzählige Minen aus Kriegszeiten an die Oberfläche spülte, hat das Land heimgesucht, sondern alle paar Jahre vernichten Naturkatastrophen große Teile des Landes. 1991 verwüstete ein Seebeben zahlreiche Orte an der Atlantikküste. 40 aktive Vulkane, die regelmäßig Lava spucken, bedrohen unablässig die Bevölkerung. In Leon, in unmittelbarer Nachbarschaft des Vulkans Momotombo, sind die Einwohner alle paar Jahre damit beschäftigt, meterhohe Ascheberge von den Straßen zu beseitigen. Auch auf der Insel

Ometepe im riesigen Nicaraguasee, auf der gleich zwei Vulkane ihre rauchverhüllten Häupter gen Himmel strecken, verfügt, steht einer laut Vulkanologen kurz vor dem Ausbruch. Ganz zu schweigen davon, dass in weiten Teilen des Landes regelmäßig die Erde bebt. Ich selbst habe in Managua zweimal erlebt, wie es ist, wenn der Boden sich plötzlich bewegt. Zweifellos, die Nicas leben auf einem Pulverfass. Ein Geheimtip für Reisende ist Nicaragua ganz bestimmt nicht, zumindest nicht, wenn man ab und zu auf eine anständige Dusche oder eine Alternative zum Plumpsklo hofft. Doch dafür ist dieses Land, abseits der ausgetretenen Pfade, um so spannender.

Managua- die Antistadt

Wer nach Managua kommt, sollte alle bisherigen Vorstellungen über eine Großstadt vergessen. Managua ist anders. Es gibt keine bombastischen Geschäftstraßen, keine prachtvollen kolonialen Bauten, kein Gedränge, und vor allem gibt es kein Zentrum. Kühe schlendern schon mal über die Straße, und Pferde weiden neben der Hauptverkehrsader von Nord nach Süd. Dass der Millionenmoloch am Managua-See, einer stinkenden Kloake, so gar nicht einer typischen Hauptstadt entspricht, liegt daran, dass er 1972 von einem verheerenden Erdbeben zerstört wurde. So richtig aufgebaut wurde die Stadt nie wieder, einstöckige Häuser prägen das Bild. Die wenigsten Nicas wohnen in gepflegten Villen, meist sieht man behelfsmäßige Hütten aus Holz und Wellblech. In seinem Viertel geht man im Tanta-Emma-Laden einkaufen, Supermärkte sind selten. Als kürzlich das erste Einkaufscenter seine Pforten öffnete, standen die Einwohner Schlange, um erstmals in ihrem Leben Rolltreppe zu fahren.

Managua macht es einem nicht leicht, sich zu orientieren. Es gibt keine Straßennamen, stattdessen bezieht man sich bei den Adressenangaben auf markante Punkte oder Gebäude, die vor dem Erdbeben mal irgendwo standen. „Wo mal die Pepsi war, gehst du drei Blocks Richtung See, dann 125 Schritte nach unten bis dorthin, wo mal das Bäumchen wuchs. Dann siehst Du schon mein Haus, weiß, mit einem blauen Gitter davor.“ Aha, das unten Westen bedeutet, weil da die Sonne untergeht und oben dementsprechend Osten, habe ich schnell begriffen, aber wo mal das Bäumchen wuchs?! Es gibt Abertausende von Bäumen in Managua ...

Mit dem Bus durch diese Antistadt zu fahren, habe ich schnell aufgegeben. Die ominösen Angaben der anderen Passagiere -“Der Bus hält drei Blocks nach unten, wo mal die Krippe stand“ - erleichterten nicht gerade die Orientierung, und außerdem muss man wochenlang trainieren, um in den Bus ein- und wieder auszusteigen. Da der Innenraum oft komplett überfüllt ist, habe ich mehrmals draußen am Trittbett gehangen, während ich in der linken Tasche Fahrgeld suchte und mit der rechten meine Habseligkeiten gegen potentielle Taschendiebe verteidigte. Ergattert man wider Erwarten einen Sitzplatz, muss man mindestens 10 Kilometer vor seinem Ziel, drei Blocks von der Pizzeria Rosa, 10 Schritte nach oben, den Kampf Richtung Ausgang

auf sich nehmen. Nein, da fahre ich doch lieber Taxi, das kommt mich billiger als die Kölner Verkehrsbetriebe, selbst nachts, wenn für die gleiche Strecke das Doppelte berappt werden muss. Allerdings ist Verhandlungsgeschick gefragt, denn vor Antritt der Fahrt wird der Preis ausgehandelt. Nach einem taxierenden Blick auf mich, aha, Ausländerin, steigen die Preise, oft ums Fünffache. Da hilft nur eins: Dem Nica unmissverständlich klar machen, dass man seit zehn Jahren im Land wohnt und bestens über die Preise Bescheid weiß.

Gewöhnungsbedürftig ist allerdings, dass unterwegs andere Fahrgäste eingeladen werden, die mehr oder minder in die gleiche Richtung müssen. In Nicaragua bedeutet das schon mal 10 Kilometer Umweg, mit 15 Mann in einem schrottreifen Lada. Und noch eins: Bloß keine Kritik üben, wenn der Fahrer sämtliche rote Ampeln ignoriert und Jagd auf Fußgänger macht. Mäkelnde Ausländer haben die Nicas satt. Schließlich dient dieses Verhalten nur der Sicherheit des Fahrgastes, beim Anhalten könnte man ja überfallen werden.

Überfälle gehören in Managua zur Tagesordnung, das wiederum unterscheidet die Stadt nicht von anderen Metropolen. Jeder, der es sich leisten kann, engagiert einen Wachmann, der mit dem Maschinengewehr im Anschlag Tag und Nacht das Haus bewacht. Selbst vor Supermärkten und an Kinderspielflächen haben die Wächter sich aufgebaut. Kein Tag in Nicaragua verging ohne Mahnungen meiner Freunde, um Gottes Willen nicht nach Einbruch der Dunkelheit alleine durch die Straßen zu gehen. „Und beim Autofahren musst du immer unbedingt alle Knöpfe runterdrücken und auf keinen Fall das Fenster öffnen“, warnte mich meine Freundin Lillian Levy, bei der ich in Managua wohnte, eindringlich.

Auf den Hauptstraßen im dichtesten Verkehr versuchen Männer, Kinder und Frauen an den Ampeln den Autofahrern in Tüten abgepacktes Wasser, Dalmatinerwelpen, Taschenlampen oder Kassetten zu verkaufen. Manchmal allerdings reißen sie auch die Handtasche vom Sitz oder den Ring vom Finger. Als gefährlichster Ort der Stadt gilt allerdings der Mercado Oriental, ein ganzes Stadtviertel mit unzähligen Ständen. „Komm Liebeste, was willst du“ schmeicheln die Verkäufer jedem Passanten ins Ohr. Wie ein Labyrinth mutet der Markt an. Hier kann man alles kaufen, was das Herz begehrt und sich gleichzeitig seine Uhr reparieren oder die Haare schneiden lassen. Dass viele der Waren Diebesgut sind, stört die Menschen nicht, nur die sogenannte Todeszone meiden sie; hier kommt es regelmäßig zu Messerstechereien. Auf diesem Markt habe ich übrigens auch viele Hilfsgüter gesehen, die eigentlich für die Katastrophenopfer bestimmt waren.

Eine politische Bilanz

1. Sandinisten und Sandalisten

Als die Sandinisten 1979 nach 17jährigem Guerillakampf den Diktator Anastasio Somoza Debalye stürzten, schlugen ihnen Sympathien aus aller

Welt entgegen. Vor allem junge Intellektuelle verehrten die Revolutionäre und besuchten in den 80er Jahren scharenweise das Land. Da nicht wenige ihre Füße den überraschten Nicas in Birkenstocksandalen präsentierten, gab man ihnen den Spitznamen Sandalistas.

Sandalistas, Sympathisanten der Sandinisten, gibt es noch heute. Die Frente Sandinista de Liberacion Nacional, die Sandinistische Front der nationalen Befreiung (FSLN) trat nach Somozas Sturz für umfangreiche soziale Reformen ein. Sie alphabetisierte die Bevölkerung, startete Gesundheitsfürsorgeprogramme, verstaatlichte Banken und den Besitz des Somoza-Clans und schenkte den Bauern Land. Lobenswerte Politik zum Wohle des Volkes, dachte ich. Darum fragte ich mich auch, warum die sandinistische Regierung 1990 die Wahlen verlor. Nach einer Amtsperiode der UNO, einem Zusammenschluss bürgerlicher Oppositionsparteien unter Dona Violeta Chamorro, gewann 1996 der liberale Präsident Arnoldo Aleman die Wahlen: liberal heißt in diesem Fall allerdings rechtskonservativ.

Ich brauchte keine drei Tage, um zu verstehen, warum die Sandinisten in der Bevölkerung keine großen Sympathien mehr genießen. Die Nicas erzählen gerne und viel, und fast jeder wusste mir neue Abscheulichkeiten zu berichten. Die Revolution frisst bekanntlich ihre eigenen Kinder. „Anfangs“, erzählt mir meine Herbergsmutter Sandra Mejia, „waren wir alle mit Feuereifer dabei. Nach der Arbeit bin ich in die Slums gefahren und habe bei einem Alphabetisierungsprogramm mitgearbeitet. Die Amerikaner haben uns damals boykottiert, ein Stück Seife war für uns wertvoller als ein Diamant. Aber das war egal, wir fühlten uns alle frei und stolz.“ Mit der Zeit allerdings kam die Ernüchterung. Die kleinste Kritik am sandinistischen Führungsstil, und der Weg ins Gefängnis war vorprogrammiert. Trotzdem äußerten sich die Kritiker immer lauter.

Die Bauern erhielten zwar ein Stück Land, aber selten in der Gegend, wo sie zu Hause waren. Bananenpflanzler aus dem schwülen Süden fanden sich plötzlich im empfindlich kühlen Norden des Landes wieder, wo sie Tabak anbauen sollten. „Dabei hatte ich überhaupt keine Ahnung, wie man das macht“, erzählt mir Pedro Alvarez. „Aber man hat mir befohlen, dort hinzugehen.“ Auch Delfina Tinoco Souza denkt nur ungern an diese Zeit zurück. „Man hat uns nach Nueva Guinea zwangsumgesiedelt“, erinnert sie sich. „Dabei waren wir Städter und sollten plötzlich im Urwald Waldgebiete roden. Das war schrecklich.“

Möglichst flächendeckend wollte die Regierung die Menschen im Land verteilen, um ein Bollwerk gegen die Contra zu errichten. Die Contras, finanziert von den Amerikanern, wurden zum schwersten Prüfstein für die Regierung. Während des 10 Jahre andauernden Bürgerkriegs verpflichteten sie jeden männlichen Nicaraguaner über 12 Jahre zum Wehrdienst. In Estelí haben Mütter gefallener Soldaten ein Museum eingerichtet, die Galerie der Helden und Märtyrer, das die Erinnerung an ihre Kinder wachhalten soll. „Sie haben meinen Jungen gewaltsam aus dem Bus gezerrt und gezwungen, gegen die Contra zu kämpfen, und dann ist er im Kampf gefallen“, sagt Maria Dolores mit feuchten Augen. 60 Jahre ist sie alt. Jeden Tag trifft sie sich hier mit den ande-

ren Müttern, streicht mehrmals liebevoll über die Jacke und die Hosen ihres verlorenen Sohnes Pablo. Fotos, Waffen, Briefe, ein paar Zeichnungen; das Museum ist bescheiden und lebt ausschließlich von Spenden hauptsächlich ausländischer Besucher. „Wir wollen nicht, dass der Krieg vergessen wird“, betont Maria Dolores. „Und wir wollen mit diesem Museum den Wahnsinn des Krieges zeigen. So etwas darf nicht noch einmal geschehen.“

Vor allem die Frauen konnten den Bürgerkrieg in der Sandinistenzeit nicht mehr ertragen. Sie verloren ihre Männer, ihre Söhne, und ein Ende des Schreckens war nicht in Sicht. Zu spät entschloss sich die Regierung zu einem Vergleich mit den Contras. Bei den Wahlen 1990 bekamen sie die Quittung. Präsident Ortega und seine Genossen mussten die Macht abgeben.

Die Niederlage führte zu zahlreichen Diskussionen zwischen Basis und Führung über die Zukunft der Partei. Stramme Revolutionäre, die jahrelang den neuen sozialen Menschen gepredigt hatten, entpuppten sich plötzlich als Raffzähne. Besonders rufschädigend war die Aktion Piñata. Piñata ist eigentlich ein Kinderspiel, bei dem eine Pappmaché-Figur an einem Ast aufgehängt wird. Mit verbundenen Augen müssen die Kinder nun mit einem Stock solange auf die Puppe einschlagen, bis sich ein Berg von Süßigkeiten über sie ergießt.

Bei der Piñata der Sandinisten fiel allerdings mehr für die Genossen ab. Ohne Skrupel nahmen scheidende Funktionäre alles mit, was in den Rathäusern und Ministerien zu holen war. Von der Schreibmaschine über den Aktenschrank bis zum Fensterglas, Selbstbedienung war angesagt, per Gesetz abgesegnet. Außerdem betätigten die Sandinisten sich fleißig im Immobilienbereich. Der prominenteste Fall einer Hausbesetzung ist der des ehemaligen Präsidenten Daniel Ortega. Er hat sich in einer Luxusvilla eines geflohenen Somoza-Freundes eingenistet. Als das Anwesen seinen Ansprüchen nicht mehr genügte, beschlagnahmte er kurzerhand auch das Nachbargrundstück, inklusive Villa. Da allerdings eine starkbefahrene Straße die beiden Anwesen trennte, ordnete Ortega an, den lästigen Verkehr mittels einer Mauer aufzuhalten. Der Bürgermeister von Managua protestierte heftig, der Zementwall solle wieder abgerissen werden. Also engagierte Ortega einen prominenten Künstler, ließ die Mauer von ihm bemalen und verhinderte den Abriss mit der Begründung, ein solch edles Kunststück dürfe nicht zerstört werden. Genau das ist Piñata.

Trotz allem hat die FSLN, die Frente, mehr Machtfülle, als sie normalerweise einer Oppositionspartei zugestanden wird. Die wichtigsten Gewerkschaften sind immer noch in sandinistischer Hand, der Oberbefehlshaber der Armee, Joaquin Quadras, ist Sandinist. Gerüchten zufolge soll er vor dem Hurrican Mitch einen Putsch gegen den Präsidenten geplant haben.

1994 kam es nach jahrelangen Querelen zwischen orthodoxen Parteigenossen, angeführt von Daniel Ortega und Tomas Borge, und moderateren Kreisen, die eine sozialdemokratische Ausrichtung anstreben, zum offenen Bruch. Sergio Ramirez, einstiger Vizepräsident und angesehener Schriftsteller, legte das Parteibuch nieder und gründete die Sandinistische Erneuerungsbewegung, kurz MRS. Zahlreiche ehemalige Führer der Frente liefen zu

Ramirez über, der mittlerweile von Dora Maria Telles als Parteivorsitzender abgelöst wurde. Dora erzählte mir von der Zeit, als sie als einzige Frau bei dem Sturm auf Somozas Palast dabei war, von den Träumen, die sie damals hatte und wie die Illusionen mit der Zeit verblassten. „Ortega lebt in der Vergangenheit, wir müssen aber in die Zukunft blicken“, sagt sie. „Keine Regierung hat bisher konkret etwas gegen das Elend in der Bevölkerung getan, das wollen wir ändern.“ Bisher hat die MRS nur in intellektuellen Kreisen der Bevölkerung Rückhalt, die überwiegende Mehrheit vermutet hinter der neuen Partei eine identische Politik wie die Ortegas.

2. Dona Violeta, eine Hausfrau an der Macht

Als Dona Violeta Chamorro an der Spitze der bürgerlichen Oppositionsparteien UNO im Februar 1990 zur Präsidentin gewählt wurde, hielten die Nicas den Atem an. Damit hatte niemand gerechnet, am wenigsten die Sandinisten. Kaum einer glaubte, dass sie sich mit dieser Wahlniederlage abfinden würden; man fürchtete einen neuen Bürgerkrieg. Doch die Sandinisten akzeptierten das Votum des Volkes. Von Dona Violeta wusste man wenig, außer dass sie die Witwe Pedro Joaquin Chamorros, des 1978 von Somozas Häschern ermordeten Herausgebers der Tageszeitung La Prensa war. Doch die resolute alte Dame verschaffte sich schnell die Sympathie des Volkes. Zahlreiche Anekdoten sind über sie im Umlauf, denn Dona Violeta benahm sich an der Spitze Nicaraguas nicht anders als eine Familienmutter.

Kaum waren die Sandinisten der Macht enthoben, soll ein amerikanischer Abgesandter ihr die Aufhebung des Boykotts und großzügige Kredite angeboten haben; allerdings unter der Bedingung, dass sie alle Sandinisten aus ihrem Kabinett entlasse. Ihre überlieferte Antwort: „Oh, nein, Alterchen, ich habe zwei Söhne, die Sandinisten sind und zwei, die liberal sind. Und ich bin die Mütter von allen vieren. Bei mir fliegt keiner vor die Tür, alle sind meine Kinder.“

Dem Papst schenkte Dona Violeta eine Hängematte für Ehepaare. Die, so riet sie ihm, solle er in der Sixtinischen Kapelle aufhängen, um die wunderschönen Deckengemälde ohne Genickstarre besser bewundern zu können. Den spanischen König Juan Carlos chauffierte sie persönlich nach Granada, ihrer Heimatstadt: „Juanito, Hänschen, sagí deiner Frau Sofí, sie kann sich hinten reinsetzen.“

Mit solcher Volksnähe und dem Ignorieren jeglichen Protokolls eroberte Dona Violeta die Herzen der Nicas im Sturm. Sie war mit dem Wahlversprechen angetreten, die Wehrpflicht abzuschaffen, und sie hielt es. Es folgte die Demobilisierung der Contra-Truppen, die allerdings bis heute noch nicht komplett abgeschlossen ist. Übrigens nahmen die Amerikaner trotz der erwähnten Szene ihre Wirtschaftshilfe wieder auf.

Die UNO-Regierung machte die unter den Sandinisten vorgenommenen Verstattlichungen im Wirtschaftsbereich rückgängig. Die Frage der Eigentumsrechte wurde von der Regierung nicht gelöst. Zwar sollte das an die

Kleinbauern verteilte Land weitgehend in deren Besitz bleiben, aber die Sandinisten hatten es versäumt, Besitzurkunden auszustellen. Bis heute reklamieren ehemalige Somoza-Anhänger, die während der Sandinistenzeit in die USA geflüchtet waren, die Rückgabe der Ländereien.

Insgesamt befriedete die Regierung unter Dona Violeta Chamorro zwar das Land, doch die alte Dame durchschaute keinesfalls die Machenschaften in ihrem Kabinett. Korruption, kleine und große Gefälligkeiten im Spiel um die Macht, alles lief wie gehabt. Die sozialen Errungenschaften aus der Sandinistenzeit verblassten. So stieg die Analphabetenquote wieder über 30 Prozent, medizinische Betreuung können sich nur die Reichen leisten, das Heer der Arbeitslosen wuchs enorm, während sich einige Privilegierte immer weiter die Taschen füllen.

3. Daniel Ortega und Arnaldo Aleman- zwei Caudillos im Wettstreit

Arnaldo Aleman wurde nicht Präsident, weil seine liberale Partei so populär ist, sondern weil die Nicas Daniel Ortega einen Denkmittel verpassen wollten. Ortega lebt in der Vergangenheit, er bietet dem Volk keine Alternative zum abgewirtschafteten ehemaligen System an. Die Tatsache, dass er jahrelang seine Stieftochter Zoilamérica missbraucht haben soll, verzeihen selbst die eingefleischten Machos dem Expräsidenten nur schwer. Ihre Dona Violeta konnten sie nicht wiederwählen, weil die nicaraguanische Verfassung jedem Präsidenten nur eine Amtsperiode gewährt. Mangelnde Alternativen hieften 1996 den ehemaligen Bürgermeister Managuas an die Macht.

Aleman hasst die Sandinisten, allen voran seinen Erzfeind Ortega. Doch der wohlbeleibte Staatsmann hat sich von Anfang an nicht sehr beliebt gemacht. Zunächst besetzte er wichtige Ministerposten mit seinen Verwandten. Auf die Kritik der Presse antwortete er lapidar: „Was wollt Ihr eigentlich? Das sind die einzigen, denen ich vertrauen kann.“ Anfang 1998 war der Präsident in einen Drogenskandal verwickelt. Geschickt schob er die Schuld auf andere Minister ab, ließ Köpfe rollen. Aleman regiert Nicaragua wie ein Großgrundbesitzer. Er und seine Mannen stopfen sich die Taschen voll, getreu dem Motto: Wir sind nur sechs Jahre an der Regierung, das muss sich finanziell lohnen.

Seine liebste Beschäftigung ist es allerdings, sich hitzige Wortgefechte mit Daniel Ortega zu liefern. Im Machtpoker der beiden Caudillos wird kein schmutziges Detail ausgelassen, und selbst die Naturkatastrophe, der Hurrican Mitch, wurde zum Politikum. „Es gab gar keinen Hurrican, das ist alles Propaganda der Sandinisten“, tönnte der Präsident noch Tage nach dem Unglück vollmundig, bis auch er die Augen nicht mehr vor den schrecklichen Fernsehbildern schließen konnte. Dass so viele Menschen gestorben seien, läge an der Unfähigkeit des Präsidenten, konterte Ortega. Dieser habe die Vorhersagen der Wetterdienste ignoriert. Die Streitigkeiten gingen weiter auf dem Rücken der Opfer. Und wie denen zu helfen sei, danach fragte lange keiner.

Eine derartige Politik lässt sich nicht ungestraft auf dem Rücken des Volkes austragen. Noch nie war ein Präsident zwei Jahre nach seiner Wahl so auf

dem Tiefpunkt der Popularität. Gerade mal 12,5 Prozent würden heute noch für ihn stimmen, selbst Erzrivale Daniel Ortega liegt mit 22,7 Prozent weit vor Aleman. Doch erschreckende 47 Prozent der Nicaraguaner wissen überhaupt nicht mehr, wem sie ihre Stimme noch geben könnten. Augustin Joaquin vielleicht, dem Präsidenten des Bundesrechnungshofs, der regelmäßig die Misswirtschaft der Regierung anprangert und mit harten Zahlen unterlegt? Seiner wollte sich Aleman kürzlich mit einer untergeschobenen Affäre entledigen, erfolglos allerdings. Oder Eden Pastora, der sich als ehemals gefeierter Sandinist noch zu Regierungszeiten der Revolutionäre mit Ortega überwarf und nach Costa Rica fliehen musste? Stolz verkündet er mir in einem Interview, dass er der Einzige sei, der das Volk wirklich liebe und deshalb bei den nächsten Wahlen zweifellos zum neuen Präsidenten gekürt werde. Spinner, sagen die Nicas. Sie vertrauen keinem Politiker mehr.

Hurrigan Mitch- Chronik einer Katastrophe

Am 28. Oktober 1998 ging die Welt unter in La Rosita im Nordosten Nicaraguas. Sintflutartige Regenfälle ergossen sich auf die Region, Ausläufer des gefürchteten Hurricans Mitch. Doch auf das, was dann geschah, war niemand vorbereitet. Der Vulkan La Casita brach in sich zusammen und verursachte einen gewaltigen Erdbeben. Acht Dörfer wurden von der Wucht der Schlammlawine fortgerissen, Tausende von Menschen kamen ums Leben.

Die Rettungsaktionen gestalteten sich schwierig. Da die Regengüsse tagelang nicht nachließen, konnten die Hubschrauber nicht in das Katastrophengebiet vordringen. Was sie dann vorfanden, war ein Schlachtfeld des Todes. Aufgedunsene Leichen und wenige verzweifelte Überlebende, die in der verwüsteten Landschaft nach ihren Familienangehörigen suchten.

Im Krankenhaus von Leon liegt der elfjährige Kevin Maradiaga. „Ich war mit meiner Familie unterwegs zum Dorfplatz, als ich ein Geräusch wie von lauten Hubschraubern hörte“, erzählt er, „und plötzlich kam dieser ganze Schlamm auf uns zu. Ich wurde durch die Luft gewirbelt, und dann versank ich immer tiefer im Matsch. Irgendwie konnte ich mich an einem Ast festhalten. Was aus meiner Familie geworden ist, weiß ich nicht.“ Vier Tage lang hing Kevin verletzt und halb ohnmächtig an einem Baum, bis die Rettungsmannschaften ihn fanden. Keiner traute sich ihm zu sagen, dass seine fünf Geschwister und seine Eltern nicht überlebt haben.

Mit einem Kamerateam des Fernsehkanal 2 fahre ich zum ersten Mal in das Katastrophengebiet. Lange LKW-Schlangen, beladen mit Hilfsgütern, bewegen sich im Zeitlupentempo durch die Schlammwege, dort, wo ehemals Straßen waren. Die Landbevölkerung versucht auch hier, durch den Verkauf von fritierten Bananen oder Wasser in Tüten etwas Geld zu verdienen. Überall liegen entwurzelte Bäume, der Hurrigan hat tiefe Narben in die Landschaft gerissen. Unterwegs treffen wir einen Verkehrspolizisten. Felix Suarez hat alle 35 Familienangehörige verloren, trotzdem steht er neben

einem zerstörten Haus und regelt den Verkehr. „Wenn ich zu Hause bleibe, muss ich immer an meine Frau und meine Kinder denken“, sagt er und fügt leise hinzu: „Das ertrage ich nicht.“

In Posoltega am Fuße des Vulkans La Casita wurden die meisten Opfer zunächst in einer Lagerhalle untergebracht. Sie liegen auf dem schmutzigen Fußboden, ohne Decken. Viele stehen unter Schock, apathisch erzählen sie, wie sie die Katastrophe erlebt haben. Die taube 85jährige Maria Benarez fällt mir weinend um den Hals. „Gott beschütze Dich“, wiederholt sie immer wieder. Ein Heer von in- und ausländischen Journalisten ist angereist. Ein Überlebender, der gerade geborgen wurde, bittet um eine Zigarette, worauf ihn eine Amerikanerin ermahnt: „Wissen Sie nicht, dass Rauchen schädlich für die Gesundheit ist?!“ Ich muss mich zurückhalten, bei soviel Ignoranz und Taktlosigkeit nicht ausfallend zu werden.

An diesem Tag machen sich Einsatztrupps auf, die Leichen zu verbrennen, um Epidemien zu vermeiden. Als sie von ihrer makaberen Aufgabe zurückkehren, erzählen sie, dass Schweine die Toten angefressen haben. Der Schock steht ihnen ins Gesicht geschrieben. Mittlerweile ist die Gesundheitsministerin Nicaraguas, Marta McCoy, eingetroffen. Alles unter Kontrolle, ist das Fazit ihrer Pressekonferenz. Derweilen sind Hunderte von Dörfern noch abgeschieden. Niemand weiß, ob die Menschen dort überlebt haben. Weitab von den anderen Journalisten frage ich sie in einem Einzelinterview danach, warum man den kubanischen Ärzten, die ihre Hilfe angeboten haben, die Einreise verweigert hat. Natürlich, Kuba ist das erklärte Feindbild der Regierung, aber sie antwortet diplomatisch: „Wir haben zuviele eigene Ärzte und wissen nicht, wo wir die Kubaner unterbringen sollen. Außerdem haben wir nicht genug Nahrungsmittel, um sie zu verköstigen.“ Zehn Minuten später trifft eine Brigade französischer Ärzte ein. Die Ministerin eilt zu ihrer Begrüßung und bedankt sich im Namen des nicaraguanischen Volkes: „Gut, dass Ihr gekommen seid, wir haben viel zu wenig Ärzte für die Opfer.“

Politisches Kalkül bestimmt die Katastrophenhilfe. Das merke ich bei meinen Reisen in die zerstörten Gebiete immer wieder. Es kommen vorwiegend ausländische Hilfsgüter an, doch im Rathaus bedient der Bürgermeister zunächst sich, seine Verwandten und Freunde. Was übrig bleibt, kommt in der Regel nur dem Teil der Bevölkerung zugute, der für ihn gestimmt hat. In kleinen Dörfern weiß man das.

Verwunderlich auch, dass der Präsident nach der Spendenflut zahlreiche Ländereien für seinen Privatbesitz aufkauft. Die Presse stellt unangenehme Fragen, doch aus dem Regierungspalast ist keine Antwort zu erwarten. Ohnehin ist die Presse für Aleman unangenehmes Gesindel, dem er per Verfassung am liebsten den Mund verbieten würde. Hat sie nicht darüber berichtet, dass in Leon eine aufgebrachte Menge den Präsidentenwagen mit Steinen bewarf, weil er ihnen in der schwierigen Lage des Hurricans nicht half?

In dem Flüchtlingscamp Virgen Maria, Jungfrau Maria, sehe ich wie ein Lokalpolitiker einem kleinen Kind mit einem Bonbon vor der Nase herumwedelt. „Das bekommst du, wenn deine Eltern bei den nächsten Wahlen für mich stimmen.“ Auch die kleinen Funktionäre hoffen auf ihr Stück vom Kuchen.

Mit Mutter Teresa, der resoluten Oberin des Ordens Dienerinnen des Göttlichen Antlitzes, mache ich mich mehrmals auf den Weg in den Norden. Sie leitet ein Waisenhaus in Las Nubens, ein den Wolkení, in der Nähe Managuas. Selten ist mir eine so resolute Nonne untergekommen. Mit dem alten Jeep transportiert sie Lebensmittel, die sie an Hurricanopfer verteilt. Auf dem Rückweg begleiten uns drei Waisenkinder, die die Oberin in einem Flüchtlingscamp am Straßenrand weinend entdeckt hat. Den ganzen Weg über singen wir Kinderlieder.

Mutter Teresa ist sehr gesprächig. Sie erzählt mir von ihrem Vater, der von Somozas Guardia verhaftet wurde, weil er ihnen nicht rechtzeitig sein einziges Pferd aushändigte. Ihr Bruder kämpfte als Sandinist gegen die Diktatur. Weil er einen Bauern, in dessen Haus er sich versteckte, gegen den Rat seiner Leute am Leben ließ, musste er selber sterben. Der Mann verriet ihn, er wurde erschossen. Mutter Teresa war Zeugin, wie die Sandinisten einen Mann umbrachten, und auf ihre Anklage hin wäre sie fast selber hingerichtet worden. Die Regierung Aleman? Für Mutter Teresa sind alle Politiker gleich, nur auf ihren eigenen Vorteil bedacht. Sein Kabinett hat ihr die ohnehin spärliche Unterstützung für ihr Waisenhaus gestrichen. Daher geht Mutter Teresa schon mal in die eigene Kapelle und schimpft mit dem Jesuskind. „Du bist verantwortlich für diese Kinder, also Sorge auch dafür, dass sie etwas zu essen bekommen. Und Du, Maria, mach’ deinem Sohn gefälligst Beine.“

Nach solchen Ausbrüchen ihrerseits, erzählt sie schmunzelnd, ereignet sich in der Regel ein Wunder. Letztens zum Beispiel hat ein anonymes Spender eine ganze LKW-Ladung Reis und Bohnen vorbeigebracht, gerade als in der Küche absolut nichts Essbares mehr aufzutreiben war. Mutter Teresa ist sicher, wer dahintersteckt. Ihr Jesus lässt sie nicht im Stich. Eines Nachts bleibt der Jeep mitten auf einem Feldweg, weitab von der Hauptstraße, liegen. Die Madre wollte mir das Stück Land zeigen, das sie gepachtet hat, um Nahrungsmittel anzubauen und ein paar Schweine zu züchten. Trotz vereinter Kräfte schaffen Mitschwester Rosa und ich es nicht, das alte Vehikel nur einen Zentimeter vorwärtszuschieben. Es hat sich im Schlamm festgefahren. Wieder sagt Mutter Teresa dem Jesuskind unverhohlen ihre Meinung. Und siehe da, nach kurzer Zeit taucht ein einsamer Reiter in der Nacht auf, der Hilfe holt. Es ist also immer günstig, einen guten Draht zum lieben Gott zu haben.

Auch mit einem nicaraguanischen Hubschrauber war ich unterwegs. Ganze sechs besitzt das Land, und alle sind über 30 Jahre alte sowjetische Modelle. Trotz meiner Höhenangst wage ich mich an Bord. Auf dem Boden kauere ich neben der nicht vorhandenen Tür und versuche, nicht nach unten zu schauen. Unser Ziel ist der Rio Coco, der Grenzfluss zu Nicaragua. Um Mitternacht trat der Fluss einige Tage nach der Katastrophe von La Casita über die Ufer und riss mit unvorstellbarer Gewalt zahlreiche Häuser mit sich. Pilot Marvin Orjeta ist unterwegs, um Lebensmittel und Kleidung in die Region zu bringen. Seit zwei Wochen ist er fast ununterbrochen im Einsatz. Zahlreiche Menschen hat er aus den Unglücksorten geborgen, aber er musste auch mitansehen, wie andere vor seinen Augen an Erschöpfung starben.

Die endgültige Bilanz der Katastrophe wird erst später deutlich: über 4000 Todesopfer, 865.000 direkt von der Naturgewalt Betroffene, fast ein Viertel der Bevölkerung; circa 70 Prozent der Ernte vernichtet, Brücken und Straßen in weiten Teilen des Landes zerstört. Und obwohl eine Spendenflut aus aller Welt in das Land strömte und zahlreiche Hilfsorganisationen vor Ort einsprangen, gibt es immer noch Tausende von Nicaraguanern, die in notdürftigen Unterkünften unter Plastikplanen am Straßenrand hausen und kaum das Nötigste zum Essen haben - wie Maria Elena Suarez aus Momotombo, die ihren Mann und fünf ihrer acht Kinder verloren hat. „Gott sei dank lebe ich noch und kann noch Zeugnis ablegen über dieses schreckliche Erlebnis. Wir haben Verwandte verloren, unsere Kinder, unsere Häuser. Wenigstens konnten wir aus dem Schlamm Einiges bergen, um uns Notunterkünfte zu bauen, denn wir haben kaum Hilfe erhalten“, berichtet sie. Und dann kommen ihr wieder die Tränen.

Schuld an der unzureichenden Versorgung der betroffenen Bevölkerung ist vor allem die liberale Regierungspartei unter Präsident Arnoldo Aleman. Unfähig zu handeln, übertrug sie der katholischen Kirche die Aufgabe, die Hilfsgüter zu verteilen. Gleichzeitig besteuerte die Regierung ausländische Spendengelder. Enrique Plesguier, Chef von Ärzten ohne Grenzen in Managua, erzählt mir, dass man seiner Organisation mehr als einmal bürokratische Hürden in den Weg gestellt hat, als sie in die Katastrophengebiete wollten. Sie dürfen helfen, ja, aber den Ruhm muss die Regierung einheimen. Und die verhinderte nicht, dass Medikamente, Nahrungsmittel und Kleidung noch heute auf dem Schwarzmarkt auftauchen. Das bestätigt mir auch Plesguier.

Zu allem Überfluss nutzte der rechtskonservative Aleman die Katastrophe zu politischen Kundgebungen gegen seine Erzfeinde - die Sandinisten. Opfer dieser Propaganda wurde auch die Gemeinde Posoltega, der am schlimmsten betroffene Ort in Nicaragua, denn hier begrub die Schlammlawine des Vulkans La Casita Tausende von Menschen unter sich.

Als ich die Bürgermeisterin Mayra Guevara Sevilla treffe, biete ich ihr erstmal ein kaltes Mineralwasser an. Doch sie lehnt ab: „Ich hätte doch lieber einen ordentlichen Schluck Flor de Caña“, meint sie. Flor de Caña ist ein ausgezeichnetes Rum. „Egal was passiert“, sagen die Nicas, „mit Flor de Caña überlebt man alles.“

Mayra Guevara Sevilla ist persönlich nach Managua gefahren, um beim Präsidenten vorzusprechen. Man gewährte ihr fünf Minuten und speiste sie dann mit dem Hinweis ab, Posoltega sei ausreichend versorgt. „Die Regierung hat uns zunächst geholfen, allerdings erst 10 Tage nach der Katastrophe“, erzählt sie aufgebracht. „Vorher haben nur ausländische Solidaritätsgruppen uns beigegeben. Sogar als wir versucht haben, Überlebende aus dem Schlamm zu bergen, hat Aleman sich geweigert, als wir um Hilfe baten. Die Leute sind sehr aufgebracht und zornig, selbst die, die für ihn gestimmt haben. Wenn das Rathaus mit Liberalen besetzt wäre, hätte die Regierung zügig geholfen. Aber sie sieht die Katastrophe als politisches Instrument an, und uns als Sandinisten hat sie nicht unterstützt. Mittlerweile haben wir kaum noch was zu essen. Ich

habe sehr gelitten, selber drei Kinder verloren, aber ich muss weiterkämpfen. Das ist meine Pflicht.“

Anfang Dezember wurde in Posoltega eine Messe für die Todesopfer des verheerenden Hurricans gehalten. In der anschließenden Pressekonferenz forderte der Präsident die traumatisierten Überlebenden der Gemeinde auf, im Norden des Landes auf Kaffeeplantagen zu arbeiten. „Diese Woche müssen sie gehen. Und die, die sich weigern, werden nicht mehr als Katastrophenopfer behandelt, damit das klar ist. Viele sagen, ich bleibe hier, aber wir treiben hier keine Spielchen im Dunkeln. Sie werden keine Flüchtlinge mehr sein. Wir versuchen das Problem mit viel Arbeit und Opferbereitschaft zu lösen, also müssen sie ihre Pflicht in den entfernt liegenden Gemeinden erfüllen.“

Zynisch klangen diese Worte für die Überlebenden, die überdies nicht mit dem kalten Klima im Norden vertraut sind und nichts vom Kaffeeanbau verstehen. Sie weigerten sich, ihre Heimat zu verlassen. Zunächst in Schulen mehrerer Städte untergebracht, oft nur vom Pfarrer des Ortes versorgt, wurden die Flüchtlinge im ganzen Land mittlerweile dort rausgeworfen. Viele kehrten im Januar auf ihre verwüsteten Grundstücke zurück, ohne zu wissen, wie es weitergehen soll. In Funk und Fernsehen laufen derweilen Werbespots der Regierung, die geradezu sarkastisch klingen: „Nicaraguanischer Bruder, es ist Zeit beim Wiederaufbau mitzumachen. Bleib nicht im Flüchtlingscamp und warte darauf, dass andere für Dich die Arbeit tun. Mach' mit und sei stolz darauf, Nicaraguaner zu sein. Jetzt, Bruder, kannst du es. Die Regierung lädt dich ein, damit wir gemeinsam Nicaragua aufbauen und verändern.“

Die Regierung hat auch die Sandinisten und Dona Violeta eingeladen, sich ins Wiederaufbaukomitee zu integrieren. Nachdem der Präsident der Weltwirtschaftsbank Michel Camdessus bei seinem Besuch unmissverständlich klar machte, dass keine Hilfe und kein Schuldenerlass mehr zu erwarten sei, wenn Ortega und Aleman weiter ihren Privatkrieg ausföchten, raufte sich die beiden Streithähne unwillig zusammen. Dona Violeta allerdings trat dem Komitee nicht bei, weil Aleman sie nicht persönlich zum Abendessen eingeladen hatte. Etikette geht vor Katastrophenhilfe.

Trotzdem, die Aufräumarbeiten haben begonnen. Die überflutete Panamericana ist streckenweise zwar immer noch nicht befahrbar, die Stadt Tipitapa wurde zum Beispiel mittlerweile in das Venedig Nicaraguas umgetauft, aber zumindest sind provisorische Brücken erstellt, so dass man wieder alle Teile des Landes erreichen kann. Verkehrsminister Jaime Bonillo gibt sich optimistisch: „In zwei Jahren sieht es hier wie vor dem Hurrican aus.“ Wer die katastrophalen Straßenverhältnisse Nicaraguas außerhalb der vom Mitch betroffenen Gebiete kennt, dem muss die Aussage des Ministers wie ein böses Omen anmuten.

Zahlreiche ausländische Hilfsorganisationen arbeiten bei der Erneuerung der Straßen mit. Allen voran rund 2000 amerikanische Soldaten. Im Hafen von Corinto treffe ich auf einem Riesendampfer Kapitän Donald Patterson, der die „Operation Build Hope“ leitet. Im zur Seite steht die 60jährige Pressesprecherin Amy Johnson. In buntgeblühten Shorts, einen überdimensionalen Strohhut mit Plastikblumen auf dem rotgefärbten Haupt, strahlt sie mich an.

Ach, die Sonne scheint so schön. Nein, spanisch kann sie nicht, und von Nicaragua hatte sie vor Ihrem Einsatz noch nie was gehört.

Kapitän Patterson reagiert zurückhaltend, als ich ihn frage, ob man sich im ehemaligen Feindesland nicht unwohl fühlt. Schließlich herrschen in der Bevölkerung noch viele Ressentiments gegen die „Gringos“. Davon weiß er nichts, er ist nur beseelt von dem Willen, Gutes zu tun. Dass die Amerikaner auch andere Interessen verfolgen, ist Maria Elena Argenal, Leiterin eines Solidaritätsprojektes im Namen der Städtepartnerschaft mit Köln, klar: „Gut, dass sie uns helfen, aber sie haben doch nur Angst, dass wir illegal in die USA einwandern, um dort Arbeit zu suchen. Außerdem laufen ihre Rechte auf den Panamakanal aus, und das Einzige, was wir im Überfluss haben, sind Wasserstraßen. Ich habe wirklich Angst, dass wir endgültig zum Vorort der Gringos werden.“

Noch drastischer formuliert der Journalist Augusto Zamora in der Tageszeitung *El Nuevo Diario* die Gefühle weiter Teile der Bevölkerung: „Die USA haben 8 Hubschrauber und 70 Millionen Dollar für die Katastrophe in Nicaragua bereitgestellt. Eine sogenannte liberale Zeitung erging sich dann auch in schwülstigen Ergüssen über die Großzügigkeit der USA. Das boykottierte, kritisierte und arme Kuba hat uns 50 Millionen Dollar Schulden erlassen, 100 zurückgewiesene Ärzte und Kisten voller Medikamente bereitgestellt. In den 80er Jahren haben die USA über eine Milliarde Dollar investiert, um Zentralamerika den Krieg aufzuzwingen, die Hälfte davon benutzten sie, um Nicaragua zu zerstören. Jetzt schenken sie uns 70 Millionen Dollar. 1984 schickten sie einen atomaren Flugzeugträger und ihre Kriegsflotte her, um uns zu bedrohen. Jetzt schicken sie 8 Hubschrauber. Keine Überraschung, die Großmacht speist das Elend ihrer Lakaien mit Almosen ab. Deshalb sind sie gute Nordamerikaner.“

Flucht vor dem Elend

Langsam tuckert der grün gestrichene Holzdampfer den Urwaldfluss hinab. In den Bäumen schreien Brüllaffen, Krokodile blinzeln träge aus dem Wasser. An Bord herrscht reges Treiben. Mütter geben ihren Kindern eine Banane oder eine Kokosnuss, Männer debattieren heftig. Der alte Frachter ist überfüllt, selbst auf dem morschen Dach sitzen Menschen. Schon um 4 Uhr morgens ist das Boot aus der heruntergekommenen dreckigen Stadt San Carlos ausgelaufen, Ziel ist das kleine Dorf Papaturre. Von hier aus sind es noch 10 Kilometer bis zur Grenze nach Costa Rica. Costa Rica, das ist die große Hoffnung der rund 100 Passagiere. Im reichen Nachbarland wollen die Nicaraguaner endlich Arbeit finden, denn in ihrer Heimat ist das bei einer Arbeitslosenquote von geschätzten 85 Prozent ein aussichtsloses Unterfangen.

Auch der 34jährige Pedro und sein Freund Ramon träumen von einer besseren Zukunft. „Man geht, weil es hier einfach keine Arbeit gibt, und um zu überleben, muss man woanders hin. Ich komme aus Masaya. Heute Nacht versuche ich über die Grenze zu kommen, irgendwo durch's Unterholz. Ich

muss durchkommen, damit ich meiner Familie Geld schicken kann, damit sie nicht mehr hungern, denn in Nicaragua ist die Situation dramatisch. Die Costaricaner behandeln uns sehr schlecht, aber wenigstens geben sie uns die Arbeit, die sie selber nicht machen wollen wie Kaffee pflücken oder Zuckerrohr schneiden. Ich weiß, dass ich bei dem Überqueren der Grenze mein Leben riskiere, aber was soll ich sonst machen.“

Jede Woche versuchen rund 500 Nicaraguaner, illegal die Grenze nach Costa Rica zu überqueren. Armut und Hunger treibt die Nicas ins ungeliebte Nachbarland, und hier werden sie wie Menschen zweiter Klasse behandelt.

Nicaragua ist das ärmste Land in Zentralamerika. Jahrzehntelang von Bürgerkriegen verwüstet, sind die Spuren bis heute unübersehbar. Die Naturkatastrophen sorgen dann für den Rest. Landwirtschaft und Fischerei sind die größten Einnahmenquellen des Landes, doch mangelnde Infrastruktur verhindert den geregelten Abtransport der Waren, für 70 Kilometer braucht ein Lastwagen im Schnitt 12 Stunden, außerdem vernichtete der Wirbelsturm rund 70 Prozent der Ernte.

Verzweifelt wandern viele Kleinbauern in die Hauptstadt Managua ab. Doch in der Millionenmetropole ist die Situation auch nicht besser. Not macht erfinderisch: Die 64jährige Ana del Carmen Marin, die mit ihrer Familie nach dem Erdbeben 1972 ein Stück Land im ehemaligen Zentrum der Stadt besetzt hat und in einer ärmlichen Wellblechhütte haust, freut sich, dass sie wenigstens ein Dach über dem Kopf hat: „Hier sind wir, ruiniert, wegen all der Dinge, die immer wieder passieren. Ich bereite Nacatamales zu, in Bananen eingewickelten Maisbrei, mal sehen, ob der sich einigermaßen verkauft. Dann können die Kinder und ich wenigstens etwas essen. Somoza war ein Diktator, aber zu seiner Zeit hatten sogar die Hunde was zu essen, und jetzt gibt es nicht mal was für die Menschen. Die Sandinisten waren dann ganz schlimm, sie holten unsere Kinder in den Krieg. Jetzt mit der neuen Regierung hat sich das geändert, aber wir hungern. Sie bringen uns langsam um. Wenn Gott nicht wäre, seine große Macht, die uns immer wieder hilft, würden wir alle sterben.“

Auch Nachbarin Veronika Castillo hält überhaupt nichts von der liberalen Regierung unter Präsident Arnoldo Aleman: „Der aktuelle Präsident ist ein Dieb, und alle Präsidenten waren Diebe. Von der ganzen Hilfe, die nach dem Hurrican ins Land kamen, haben wir nichts gesehen. Wir Armen sind weder Sandinisten noch Liberale, denn beide haben uns hungern lassen. Es gibt nur Armut und Schulden, und niemand löst das Problem. Seit fünf Jahren ist mein Mann arbeitslos, und er bemüht sich wirklich, aber er bekommt nur gelegentlich einen Job. Ich will gar nicht nur den Präsidenten anklagen, alle Politiker stecken sich ihren Teil in die eigene Tasche, und wir kämpfen weiter ums Überleben. Ich verkaufe jetzt Fruchtgetränke, vielleicht überleben wir damit.“

Irgendwie überleben, das ist das Motto der 4,2 Millionen Nicaraguaner. Immer mehr Menschen gleiten in die Kriminalität ab, und die Prognosen werden nicht besser. Ehemalige sandinistische Kämpfer und Contras haben sich im Norden des Landes zu marodierenden Banden zusammengeschlossen, erzählt mir der Direktor der 1977 gegründeten Menschenrechtskommission

Lino Hernandez Trigero. In rund 40 Departments gibt es weder Polizei noch Richter, aus Geldmangel. In diesen Region herrscht das Recht des Stärkeren. Mit Überfällen und in letzter Zeit zunehmend Entführungen versuchen die ehemaligen Sandinistenguerillos und Contras, an Geld zu kommen. Die Fehden der Vergangenheit sind vergessen, Armut schweißt zusammen. 1979 hatte man ihnen Amnestie und ein Stück Land versprochen, doch keine Regierung hielt sich an ihr Versprechen. Die Sandinisten folterten laut Ermittlungen der Menschenrechtler sogar eigene Gefolgsleute, wenn sie sich gegen sie stellten. Für solche Behauptungen musste die Menschenrechtskommission sich den Vorwurf gefallen lassen, als Agenten der USA Kontrarevolution zu betreiben. Zeitweise wurde das Büro geschlossen, Lino Hernandez Trigero landete selbst im Gefängnis. Heute meint er, sei die Situation besser, doch mangelnde Ausbildung der Polizei und des Gefängnispersonals führe immer noch zu Menschenrechtsverletzungen bei der Festnahme und der Inhaftierung. Alles eine Geldfrage?

Kein Politiker kümmerte sich jemals um die Traumata, die der Krieg hinterlassen hat. Zwar gibt es in jeder Stadt sogenannte Rehabilitationszentren für Kriegsversehrte, doch hier sitzen die Männer, die ein Bein, einen Arm oder das Augenlicht verloren haben, lediglich bei einem kühlen Bier zusammen. Es gibt weder finanzielle Unterstützung noch psychologische Betreuung. Im Gegenteil, in Nicaragua wird die Verfassung in jeder Amtsperiode so geändert, wie es der amtierenden Partei in den Kram passt. Und soziale Programme sind für Präsident Aleman reine Geldverschwendung.

Dabei sind die Zukunftsaussichten für das Land trübe. Die Inflation in Nicaragua soll 1999 auf 12,5 Prozent steigen, das Wirtschaftswachstum von 6 auf 2,4 Prozent zurückgehen, Auswirkungen des Hurrican Mitch. Rund 1 Milliarde 382 Millionen Dollar hat Nicaragua durch den Wirbelsturm verloren. Und trotz aller Durchhalteparolen der Regierung: ein Ende der katastrophalen Situation ist nicht abzusehen. Da bleibt vielen nur die Flucht nach Costa Rica.

Moskitos und Miskitos - einmal Dschungel und zurück

Ein tropischer Regen stürzt wolkenbruchartig vom Himmel. In dem kleinen Boot lassen der Kapitän und sein Matrose Plastikplanen hinab, die 30 Passagiere sollen nicht nass werden. Sechs Stunden brauchen wir für die 60 Kilometer von dem verdreckten Städtchen San Carlos nach El Castillo den Rio San Juan hinab. El Castillo ist einer der wenigen Orte in Nicaragua, die sich einer historischen Ruine aus dem Jahre 1675 rühmen können. Über dem Städtchen, in dem sich hölzernen Pfahlbauten hoch über dem Urwaldfluss erheben, liegt die alte Ruine eines spanischen Forts. Der Einzige, der die Festung jemals eroberte, war übrigens Horatio Nelson, besagter Admiral, der am Trafalgar Square auf einer Säule verewigt ist. Bei der Schlacht mit den Spaniern um El Castillo verlor er 1780 ein Auge.

Doch um zu meinem Zielort vorzudringen, muss ich noch ein paar Kilometer weiter flussabwärts. Das Refugio El Bartola liegt mitten im Urwald.

Biologen und Genetiker haben hier, am Rande der Naturschutzgebiete Guises Montaña Experimental und dem angrenzenden Indio-Maiz, ein Forschercamp aufgebaut. Um die Kasse aufzubessern, ist ein kleiner Hotelbetreiber angegliedert. Ich bin allerdings der einzige Gast.

Es ist schon dunkel, als mein Privatboot am Steg des Lagers anlegt, begleitet von einer Wolke heimtückischer Moskitos, die sich genüsslich an meinem Blut laben. Mein Bootsfahrer macht mich auf die funkelnden Augen der Guajipales, kleiner Krokodile, aufmerksam, die im Schilf auf leichte Beute hoffen. Im Camp empfängt mich Dona Sandra, eine Biologin. Sie und fünf andere Wissenschaftler untersuchen und katalogisieren Pflanzen, um herauszufinden, welche medizinische Wirkung sie haben. Der Dschungel in dieser Gegend, klärt sie mich auf, birgt die größte Anzahl medizinischer Heilpflanzen weltweit. Am nächsten Tag mache ich mich selbst auf, um in die Geheimnisse des Urwalds einzudringen. „Folge einfach den Fähnchen an den Bäumen, dann kann nichts passieren“, hat mir Dona Sandra mit auf den Weg gegeben. Eine halbe Stunde später habe ich mich rettungslos verirrt. Über mir kreischen Brüllaffen, unten kämpfe ich mich durch Wurzeln und Lianen vorwärts. Ich muss an die Giftschlangen denken, vor denen man mich eindringlich gewarnt hat. Nirgends ein Fähnchen, der Schweiß läuft in Strömen. Abenteuer-Tourismus, denke ich, unverfälschte Natur pur. Doch vier Stunden später findet das Abenteuer endlich ein Ende, Gottseidank, ich sichte ein Fähnchen.

Übrigens besteht fast die Hälfte des nicaraguanischen Territoriums aus Urwald, immerhin rund 65.000 Quadratkilometer. Gemeinhin wird diese Region als Atlantikküste bezeichnet. Straßen gibt es hier kaum, wichtigstes Transportmittel ist der Einbaum. Für die Pazifikbewohner sind die Menschen im dünnbesiedelten Osten, gerade mal 5 Prozent der Bevölkerung leben hier, zurückgebliebene Hinterwäldler. Die Region wurde nie von den Spaniern erobert, im Kampf um die Kolonialmacht verbündeten sich die Engländer mit der indianischen Urbevölkerung anstatt sie auszurotten. Daher wird hier auch nur wenig spanisch gesprochen. Die Menschen in Bluesfields verwirren mich mit einem unverständlichen englischen Kreolendialekt, in Puerto Cabezas wird überwiegend Miskito gesprochen, die Sprache der gleichnamigen Ureinwohner. Mit circa 120.000 Angehörigen sind die Miskitos die größte ethnische Gruppe. Ihre entfernten Verwandten, die Sumus, zählen gerade mal noch 10.000 Angehörige, und der Stamm der Ramas wird auf 700 Mitglieder geschätzt.

Die Miskitos siedeln in kleinen Dörfern entlang der Flüsse und leben wie eh und je von Ackerbau und Fischfang. Was mir besonders auffällt: während die Bewohner der Pazifikküste jeden Dreck auf die Straße schmeißen und die Städte wie Müllhalden aussehen, ist hier alles peinlich sauber und reinlich. „Die Erde ist doch heilig“, schaut mich meine Bekannte Indira Zacaria erstaunt an, „da kann man sie doch nicht mit Unrat verschmutzen.“ Indira wird meine Freundin. Ich wohne bei ihr, und jeden Tag kocht sie mir ein neues indianisches Gericht. Gekochte Schildkröte, Fisch mit Kokosnuss und Mandiokwurzel. Die Rache des Montezuma lässt nicht lange auf sich warten. Da

in Puerto Cabezas auch täglich die Wasserversorgung ausfällt, vom Strom und damit meinem geliebten Ventilator ganz zu schweigen, fühle ich mich ziemlich verdreht. „So wie die an der Pazifikküste“, scherzt Indira.

Puerto Cabezas, auf Miskito Wiliwi genannt, ist der Sitz des indianischen Ältestenrats. Der 75 jährige Otislon Paviton begrüßt mich in einem hölzernen Pfahlbau im Kreis fünf anderer würdiger Herren. Er ist der Präsident des Ältestenrats, für einen Miskitoindianer die höchste Instanz. Das Gremium überwacht die Belange der autonomen Atlantikküste. Autonomen Status hat sie, weil sie nie erobert wurde. Im Klartext bedeutet das, dass niemand ohne Erlaubnis das Land der Indianer besetzen oder ausbeuten darf. Der Ältestenrat hat es sogar schriftlich. Sie zeigen mir fein säuberlich geordnete Dokumente, die teilweise bis ins vergangene Jahrhundert datieren.

Doch bisher hat sich keine Regierung an die Abmachung mit den Indianern gehalten. Zur Zeit der Sandinisten schlossen sich viele Indianer den Contras an, da man sie zwangsumsiedeln wollte. Auf ihre erbitterte Gegenwehr hin ließ man zwei ihrer bedeutendsten Häuptlinge einsperren. „Doch die schlimmste Regierung von allen ist die jetzige unter Aleman“, sind sich die Alten einig. Der Präsident hat ein neues Gesetz entwerfen lassen, das den Indianern vordergründig die Rechte auf ihr Land bestätigt, wenn da nicht folgender Paragraph die angeblich guten Absichten Lügen strafen würde: „Die Indianer sind die Besitzer der autonomen Atlantikregion, außer der Bodenschätze, der Wälder, der Flüsse und des Meeres.“ Aleman will die Bodenschätze in der Gegend von Bonanza, vor allem Gold, das Erdöl vor der Küste, die wertvollen Edelhölzer und die lukrativen Fischgründe internationalen Firmen zur Ausbeutung überlassen.

Für die Miskitos klingt diese unrechtmäßige Enteignung wie Hohn; ihr Lebensraum wird zerstört. Der Ältestenrat will zunächst auf internationalem Wege versuchen, die Rechte ihres Volkes durchzusetzen. Sollte das nichts fruchten, haben sie Guerillaanschläge angekündigt. „Ich war Kommandant bei den Contras“, erzählt mir Felix Suarez, „und ich weiß aus eigener Erfahrung, dass es nicht Schlimmeres gibt als den Krieg. Aber als Miskito lasse ich nicht zu, dass man unser Land raubt und zerstört. Ich bin bereit, Anschläge auf jede ausländische Firma auszuüben, die es wagt, hier einzudringen.“ Ich glaube Felix unbesehen. Und jeder weiß, dass aus der Zeit des Bürgerkriegs noch viele Waffen in geheimen Lagern versteckt sind.

Das bestätigt mir auch der 56jährige Dieter Dubbert, ein Deutscher, der seit zehn Jahren in dem Urwalddorf Bismuna lebt, verheiratet mit der Miskitoindianerin Laura. Der Ältestenrat hat Dieter als Assessor und Berater eingestellt, denn der Wahlnica hat gute Kontakte zu internationalen Hilfsorganisationen. Er hat auch einen Verein gegründet. „Von Küste zu Küste - Solidarität mit der Atlantikküste Nicaraguas“. Eigentlich, erzählt er mir, fühlt er sich für die alltäglichen Hurricans des Lebens in seinem Dorf und den Nachbargemeinden verantwortlich. Natürlich hat er auch jetzt den Hurricanopfern am Rio Coco Lebensmittel und Medikamente gebracht, aber normalerweise kümmert er sich um die alltäglichen Sorgen der Menschen: Kranke, die einen Arzt brauchen, Fischer, deren Motor streikt; Dieter Dubbert hat für jeden ein offenes

Ohr. Er hilft mit Zuspruch und mit Geld, er legt sich mit den nicaraguanischen Behörden an und kämpft für die Rechte der Indianer. Kein Wunder, dass man ihn schon mehrmals ausweisen wollte. Er konnte es immer mit knapper Not vermeiden. Nach Deutschland will er, außer zu Besuch, um nichts in der Welt zurück. Für ihn gibt es nichts Schöneres, als mit seinem Nachbarn im Urwald auf Jaguarjagd zu gehen. Aisabé, Dieter, mach's gut!

Zweifel an Ernesto Cardenal

Wütend herrscht mich Ernesto Cardenal an: „Sie sind doch nur hergekommen, weil ich so berühmt bin und jeder mit mir ein Interview machen will. Solentiname interessiert mich nicht. Ich sage überhaupt nichts mehr.“ Ich habe den Dichterpriester und ehemaligen Kulturminister der Sandinisten verärgert - mit einer harmlosen Frage nach Solentiname.

Solentiname, das ist ein Archipel aus etwa vierzig Inseln im Südosten des Nicaragua-Sees. Hier gibt es weder Kriminalität noch Strom noch Straßen, eine Oase des Friedens im hektischen Nicaragua. Vielleicht hat Ernesto Cardenal daher 1966 diesen idyllischen Ort ausgewählt, um mit Bauern und Fischern eine Künstlerkolonie zu gründen. Er ermutigte die Einheimischen, naive Bilder zu malen und aus handbemaltem Balsaholz Papageien, Reiher oder Fische zu schnitzen. Mit seinem Werk „Das Evangelium der Bauern von Solentiname“ begründete Ernesto Cardenal seinen Ruhm als Dichter. Er machte die naiven Künstler weltweit populär, ihre Werke fanden auf dem ganzen Globus Liebhaber. Außerdem liefen Spenden ein, um den Bauern den Kauf von Traktoren zu ermöglichen und ihre verfallenen Hütten durch anständige Häuschen zu ersetzen.

Ernesto Cardenal ist noch heute Vorsitzender des Förderungsprojektes Solentiname. Doch auf der Hauptinsel Mancarron ist man nicht gut auf ihn zu sprechen. „Früher, ja, da war er ein Freund von uns, aber heute ist er ein Freund der Reichen“, empört sich Pedro Chepes. „Wenn er überhaupt hierherkommt, dann verschanzt er sich in seiner Villa. Wörtlich hat er gesagt, dass wir und unsere Arbeit seiner nicht würdig sind. Nur wenn Ausländer aus Entwicklungsorganisationen kommen, will er uns vorführen. Aber das lassen wir uns nicht mehr gefallen.“

Doch die Vorwürfe kommen noch schlimmer. Pedro Chepes führt mich über die Insel. „Früher“, erzählt er, „hatten wir Traktoren, um das Land zu bearbeiten, aber die hat uns Ernesto Cardenal wegnehmen lassen. Die sind gegen unseren Willen verkauft worden, und wir haben keinen Pfennig von dem Geld gesehen. Und jetzt will der Förderverein Solentiname auch noch das Land an irgendwelche Reiche verschachern. Das müssen Sie in Ihrer Heimat erzählen!“

Vorher habe ich allerdings Ernesto Cardenal in seinem Büro in Managua mit einer einfachen Frage konfrontiert: Was ist dran an den Vorwürfen der Bauer von Solentiname?

Tabak und Bananen - und welche Macht haben die Gewerkschaften?

In der Bergregion um Estelí gedeiht der beste Tabak. In der Qualität kommt er direkt nach dem kubanischen, sind sich Zigarrenliebhaber einig. Hier treffe ich Francisco Guerrero Robal, Präsident der Tabakfirma TAINSA. Zur Zeit arbeitet niemand auf den Feldern, der Hurrican hat die empfindlichen Pflanzen zerstört. Und finanzielle Hilfe ist nicht zu erwarten, denn Francisco Guerrero Robal und 650 andere Männer und Frauen gelten als Großgrundbesitzer, und die haben bekanntlich genug Geld.

Dabei haben sie das Land schwer erkämpft. Zu Zeiten Somozas waren sie nichts weiter als Arbeiter, zur Sandinistenzeit Angestellte der staatlichen Kooperative ohne Eigenbesitz. Als Dona Violeta nach ihrer Wahl die Verstaatlichung der Ländereien zurücknahm, kämpften die Arbeiter Seite an Seite mit der sandinistischen Arbeitergewerkschaft um das Vorverkaufsrecht der Tabakfelder; mit Erfolg. Dazu trug auch die finanzielle Unterstützung ausländischer Organisationen bei. Im letzten Jahr erwirtschafteten die Männer erstmals Überschüsse, mit denen sie ihre Schulden abbezahlen wollten; jetzt hat der Hurrican ihre Hoffnungen zunichte gemacht. „Aber nun hilft uns keiner mehr. Wir haben schließlich die Todsünde begonnen, nicht mehr ausgebildete Arbeiter, sondern Landbesitzer zu sein“, betont Francisco Guerrero Robal mit sarkastischen Unterton. „Aber eines ist sicher: Freiwillig werden wir das Land niemals aufgeben.“

Szenenwechsel: Eine Bananenplantage bei El Viejo. Gelb und trostlos sehen die Stauden aus, die sich endlos bis zum Horizont erstrecken. Auch hier hat der Mitch gewütet. Der Besitzer, ein reicher Unternehmer aus Managua, hat seinen 300 Arbeitern vom Vormann ausrichten lassen, sie mögen das Gelände räumen, da es keine Arbeit mehr für sie gäbe. Die kleine Siedlung, mitten in der Plantage gelegen, ist Sitz von 200 Familien, die seit Jahrzehnten hier arbeiten. Das gemeinsame Küchenhaus ist nur noch eine Ansammlung zusammengefallener Steine, und auch die Sanitäranlagen hat die reißende Flut weggespült. Mercedes Benares ist verzweifelt: „Der Herr will uns vertreiben, wo sollen wir denn hin? Im Rathaus hat man uns nach der Katastrophe abgewimmelt, für Essen und Kleidung sei der Großgrundbesitzer zuständig. Der aber hat uns auch nichts gegeben. Im Gegenteil. Er hat uns gedroht, uns mit der Polizei vertreiben zu lassen, wenn wir nicht freiwillig abziehen.“

„Natürlich unterstützt die sandinistische Gewerkschaft den Kampf der TAINSA-Firma und auch die Arbeiter auf der Bananenplantage“, erklärt mir der Gewerkschaftssekretär Chico Perez. „Wir organisieren Demonstrationen und Versammlungen.“ Aber Geldprobleme machen der stärksten Vereinigung des Landes schwer zu schaffen. Laut Gesetz können nur Nicaraguaner, die über einen Arbeitsplatz verfügen, Mitglied einer Gewerkschaft werden, doch die meisten Menschen sind arbeitslos. Die Mitgliedsbeiträge schwinden, die Macht der Syndikate wird zunehmend schwächer. Wie soll man die Anwälte bezahlen, die sich für die gewerkschaftlich organisierten Mitglieder einsetzen, wie soll man überhaupt noch die Aktionen finanzieren? Hinzu kommt eine Identitätskrise der Genossen an der Basis, die die Führungskader

nicht mehr verstehen können. Ein Ende des Teufelskreis scheint nicht in Sicht, Aleman Präsident und seine reichen Freunde reiben sich befriedigt die Hände.

Corinto - Besuch einer Partnerstadt

Eine riesige Müllhalde auf der rechten Seite der Straße. Das ist das Erste, was man von der Hafenstadt Corinto sieht. Erwachsene, Kinder und Hunde wühlen im Dreck nach Essensresten. Als ein Mülllaster heranfährt, rennen alle schreiend hinterher. Neuer Müll - neue Beute.

Ja, natürlich sei das kein schöner Anblick, ereifert sich der liberale Bürgermeister Danilo Lara, aber er habe den Leuten schon tausendmal gesagt, dass sie sich da nicht rumtreiben sollen. Und dann kommt er auf sein Lieblingstema zu sprechen, seine Tugendhaftigkeit. Sein Vater war vor zwei Jahrzehnten auch schon mal Bürgermeister, dem habe man jedes Laster nachgesehen, aber er selbst, Danilo, nein, er rauche und trinke nicht und Frauengeschichten seien tabu für ihn. Schließlich müsse er seiner Gemeinde ein gutes Vorbild sein.

Die Gemeinde ist verarmt. Farbenfroh angemalte Holzhäuser täuschen darüber weg, dass die Glanzzeit des größten Hafens Nicaraguas längst vorbei ist. Vor allem liegt das daran, dass die Regierung jedem einlaufenden Schiff viel zu hohe Steuern abverlangt. Da steuern die Kapitäne lieber Hafen in Honduras oder Costa Rica an. In Corinto legen nur noch selten Schiffe an, sogar die Prostituierten in den Strandkneipen, die jeden Abend auf Matrosen hoffen, sind arbeitslos.

Roberto Perez war früher Hafenmeister, aber seit 10 Jahren gibt es am nahezu verwaisten Kai keine Arbeit mehr für ihn. Jetzt wäre er gern Fischer, aber ein eigenes Boot kann er sich nicht leisten. Mir fällt auf, dass er humpelt, eine Verletzung aus dem Bürgerkrieg, als er für die Sandinisten kämpfte. Eine Rente allerdings bekommt er nicht. Er wohnt mit seiner Mutter Dona Maria und der Schwester Ligia zusammen. Die anderen Geschwister sind auf der Suche nach Arbeit nach Costa Rica und in die USA abgewandert. Bis vor vier Jahren steuerte zumindest Ligia ein bescheidenes Gehalt zum Familienunterhalt bei. Sie ist Lehrerin, doch als sie mit Kollegen für höhere Löhne streikte, wurde sie entlassen. Als Redelführerin krimineller Machenschaften wie Streik, steht in dem amtlichen Bescheid, sei sie eine potentielle Gefahr für die ihr anvertrauten Kinder.

Jetzt unterstützt Ligia Perez ihre Freundin Maria Elena Argenal, die das Städtepartnerschaftsbüro Köln-Corinto leitet. 30 Dollar verdient sie im Monat, nicht genug zum Leben, aber auch nicht zum Sterben. Trotz ihrer eigenen schwierigen Situation ist Ligia Optimistin. „Anderen geht es noch schlechter als mir“, meint sie. Als der Hurrican Corinto traf, wenn auch nicht so schlimm wie anderswo, wurde auch ihre Hütte überschwemmt. Ligia bekam durch die Feuchtigkeit eine schlimme Pilzinfektion, doch sie ließ sich erst behandeln, nachdem alle anderen Betroffenen beim Arzt waren.

Die Stadt Köln ließ Corinto im Schatten des Mitch nicht im Stich. 500.000 Mark sammelten die Bürger, das Geld sollte nun von dem Städtepartnerschaftsbüro und dem Bürgermeister gemeinsam für die dringendsten Hilfsprojekte eingesetzt werden. Danilo Lara lächelt scheinheilig: „Ich habe ja nichts gegen Maria Elena und Ligia, aber die sind doch Sandinistinnen. Mit denen kann man doch nicht zusammenarbeiten!“ Der Mitch – ein Politikum zwischen Sandinisten und Liberalen. Doch durch die Vermittlung von dem deutschen Pater Jupp Schendel, der seit fast 40 Jahren katholischer Seelsorger der Gemeinde ist, setzt man sich zu guter letzt doch noch gemeinsam an einen Tisch. Der Wiederaufbau kann beginnen.

Ein Abstecher in den Schwarzwald

In der Hafenstadt Corinto habe ich beim Städtepartnerschaftsverein Uwe Bohlig kennengelernt. Wir sind uns sofort sympathisch. Mitte der 80er Jahre eröffnete Uwe im Auftrag des Städtepartnerschaftsvereins Köln eine Autowerkstatt, um junge Mechaniker auszubilden. Das Projekt starb nach der verlorenen Wahl, die Werkstatt fiel der berüchtigten Piñata zum Opfer. Uwe Bohlig ging, doch sein Herz ließ er in Nicaragua zurück. Er heiratete eine Einheimische und lebt mit ihr und der gemeinsamen Tochter mittlerweile in Wolfsburg. Als er von dem Hurrican Mitch hörte, sammelte er unter Arbeitskollegen und Freunden 4000 Mark und entschloss sich spontan, das Geld selbst an Katastrophenopfer weiterzugeben. Zuviel hatte er von Geldern gehört, die in dunkeln Kanälen verschwinden.

Uwe und ich haben uns ein Auto gemietet. Das billigste Angebot für eine Woche liegt bei 250 Dollar, teurer als in Deutschland, aber schließlich ist die Diebstahlversicherung Pflicht. Dazu kommt noch die tägliche Aufpassergebühr, denn in Nicaragua sollte man keineswegs sein Auto unbeaufsichtigt irgendwo stehen lassen. Im besten Fall verschwinden nur die Räder, aber soviel Optimismus haben wir nicht; dazu kennen wir Nicaragua mittlerweile zu gut. In Corinto stellen wir unseren Kleinen nachts bei der Feuerwehr unter. Das ist zwar etwas teurer, aber dafür auch hundertprozentig sicher.

Am nächsten Morgen, später als geplant, denn der Flor de Caña hat seine Wirkung getan, geht es los in den Schwarzwald. Selva Negra heißt der auf spanisch und liegt im Gebirge zwischen Matagalpa und Estelí. Rund 250 Kilometer haben wir vor uns, in Nicaragua allerdings ist das eine kleine Weltreise. Die Straßen waren schon vor dem Hurrican in einem trostlosen Zustand, Schlagloch reiht sich an Schlagloch, jetzt aber, nach der Verwüstung, ist Höchstgeschwindigkeit 30 angesagt, wenn wir keinen Achsenbruch riskieren wollen. Aus dem Radio ertönt der neue Cumbia-Megahit: „Als ich dich im Motel zur Frau machte, wusstest du am nächsten Morgen nichts davon.“ Wir sind fast allein auf der Landstraße, am Horizont sehen wir rauchende Vulkane und eine paradiesisch schöne Landschaft. Allenfalls ein paar Kühe versperren uns regelmäßig den Weg, und Kinder halten ein Seil quer über die Fahrbahn, um zu zeigen: Seht her, wir haben hier ein Loch zugeschüttet, dafür müsst ihr bezahlen.

Auf Kilometer 139,5 der carretera norte in 2000 Meter Höhe taucht rechter Hand plötzlich ein Panzerwrack auf. Mit großen Pinselstrichen hat jemand darauf gemalt: Hotel Montaña de Selva Negra, rechts abbiegen. Das mit Abstand teuerste Hotel Nicaraguas liegt mitten im Nebelwald. Die deutschstämmigen Besitzer heißen Mausi und Eddy Kühl und betreiben hier ökologischen Kaffeeanbau. Im Wald verstreut haben sie 22 Backsteinhäuschen für Touristen gebaut, die auch irgendwo in Süddeutschland stehen könnten, wären sie nicht von Farnen und Orchideen üppig bewuchert. Das Restaurant liegt an einem kleinen See, wo Enten und Gänse vor sich hindümpeln.

Eddy Kühl ist eigentlich Ingenieur. Als Gastredner des Somoza-Kabinetts forderte er 1975 offen dessen Rücktritt. „Kommunist, Verräter“ wurde er niedergeschrien. Don Eddy musste ins Exil nach Costa Rica fliehen. Die Sandinisten machten ihm zum Delegierten einer Exilregierung. In dieser Eigenschaft kam er am 19. Juli 1979 in Stockholm an, just an dem Tag, als Somoza stürzte. „15 Tage lang war ich der wichtigste Mann in Europa“, erinnert er sich. „Führende Staatsmänner, sogar König Gustav von Schweden, behandelten mich wie einen Präsidenten.“

Heute hat sich Eddy Kühl aus der Politik zurückgezogen. Er ist Nachfahre der ersten deutschen Einwanderer, die 1851 hierherkamen, erzählt er mir. Eigentlich wollten Ludwig Elster und sein Freund Martin Kühl nach Kalifornien, um dort Gold zu suchen. Doch der Weg durch Indianergebiet erschien ihnen zu gefährlich und so entschieden sie sich, von der Atlantikküste aus über den Rio San Juan zu fahren. Unterwegs trafen sie andere Goldschürfer, die ihnen erzählten, dass in Kalifornien nichts mehr zu holen sei. Kurzentschlossen disponierten sie um. Die kühlen Bergregion im Norden erschien ihnen ideal, um Kaffee anzupflanzen. Ein erfolgreiches Geschäft, das auch für die Nachfahren einträglich ist. „Umweltschutz und ökologischer Anbau sind in Nicaragua noch unbekannt, dazu haben die Menschen zuviele andere Probleme“, erzählt mir Don Eddy. „Wir wollen aber mit leuchtendem Beispiel vorangehen, denn wir wissen, wie notwendig es ist, die Natur zu schützen. Sie ist in Nicaragua unser wichtigstes Potential.“ Insektizide oder Pestizide sind verpönt auf der Kaffeepflanzung.

Am späten Nachmittag führt mich Ehefrau Mausi Kühl zur Abwaage der schwarzen Bohnen. Die Menschen drängen sich vor einer alten Waage, jeder will der Erste sein, dessen gesammelte Bohnen abgewogen werden. Bezahlt wird nach Gewicht. Immer wieder betonen die Kühls, dass sie ihre 200 Arbeiter nicht ausbeuten. Auf dem riesigen Gelände haben sie ein kleines Dorf für die Menschen errichtet. Es gibt einen Arzt und eine Schule. Heute ist Impftag, alle Kinder müssen sich bei Lehrerin Yoldin Torrez melden. „Ja“, erzählt sie mir im Vertrauen, „den Menschen hier geht es besser als auf anderen Plantagen. Aber die Kinder müssen trotzdem arbeiten. In Ihrem Land ist das doch verboten, oder?“

Als ich abends mit Uwe Bohlig in der Hütte sitze, die mit ihren gestreiften Vorhängen und den Rüschenkissen an eine Puppenstube erinnert, verstehen wir, warum die deutschen Einwanderer sich im Schwarzwald wohlfühlten. Es ist kalt, empfindlich kalt, ganz anders als das schwüle Klima mit hundert-

prozentiger Luftfeuchtigkeit, das mir sonst in Nicaragua den Schweiß aus allen Poren treibt. Immerhin gibt es in der Puppenstube auch einen Kamin, und im umliegenden Nebelwald werden wir auf der Suche nach Feuerholz schnell fündig. Leider hat uns niemand gewarnt, dass der Abzug nicht funktioniert, und so räuchern wir uns dermaßen aus, dass zwar alle Moskitos das Zeitliche segnen, wir aber die halbe Nacht draußen vor unserer Hütte verbringen müssen. Gott sei Dank haben wir keinen der hier heimischen Jaguare getroffen.

La Virgen Purisima

Ende November: Seit zwei Wochen knallt es ununterbrochen in Nicaragua. Nein, kein neuer Bürgerkrieg, keine Überfälle, sonder das Fest der Virgen Purisima, der allerreinigen Jungfrau Maria von Nicaragua. „Quien causa tanta alegría, la concepción de Maria“ tönt es aus jedem Radio, aus jedem Kindermund. „Wer verschafft uns soviel Freude, die Empfängnis von Maria!“

Die Marienverehrung ist für die Nicas seit Mitte letzten Jahrhunderts ein heiliges Ritual. Familien, die es sich leisten können, laden Verwandte und Freunde zur Novena ein. Im Hof des Hauses ist eine mit Blumen geschmückte, rosabeleuchtete Marienstatue aufgestellt. Jeden Abend lassen sich die Menschen in den aufgestellten Stuhlreihen nieder und singen drei Stunden lang Marienlieder. Begleitet wird der Gesang, wenn das Budget reicht, von Schlagzeug und Gitarre. Höhepunkt des Festes der Virgen Purisima ist der 7. Dezember. Dann ziehen Mütter und Kinder durch die Straßen und singen vor jedem Hausaltar zu Ehren der Jungfrau. Die stolzen Besitzer einer Marienstatue revanchieren sich mit kleinen Geschenken, einer Zuckerrohrstange, einer Banane und der Süßigkeit Gofe.

„Niemals zuvor“, sagt meine Nachbarin Rosalia, „habe ich soviele Männer mitlaufen sehen. Die haben bestimmt beim Mitch alles verloren und hoffen auf etwas zu essen.“ Viva la Maria! Denn der Glaube an eine höhere Macht und die Hilfe der Basiskirchen ist für viele Nicas der einzige Trost in ihrer Armut.

Frauen im Land der Machos

Kein männlicher Nica kann ohne einen bewundernden Kommentar an einer Frau vorübergehen, egal ob sie jung, alt, hübsch oder weniger hübsch ist. Der südländischen Charme der Lateinamerikaner ist jeder Frau Balsam auf der Seele. Doch die Kehrseite der Medaille zeigt sich schnell. Ein Nica kann eben keiner Frau widerstehen, selbst wenn er liiert ist. Auf meiner Reise durch's Land treffe ich fast nur alleinerziehende Mütter. Fünf, sechs Kinder sind der Durchschnitt. „Früher“, erzählt mir Elvira Lopez, meine Herbergsmutter in San Juan del Sur, „früher hätten wir unsere Männer nie verlassen, obwohl sie uns verprügelten und ständig fremdgingen“.

Doch in der Sandinistenzeit hat sich das geändert. Frauen, die Seite an Seite mit den Männern im Bürgerkrieg das Maschinengewehr über der Schulter trugen, lassen sich nicht mehr so einfach rumkommandieren. Sie sind selbstbewusst geworden, und da kein Vater per Gesetz zu Unterhaltszahlungen verpflichtet wird, bringen sie ihre Kinder eben selbst durch. Sogar in den kleinsten Dörfern treffe ich auf Frauenkooperativen, die ihre Geschlechtsgenossinnen mit Rat und Tat unterstützen, egal, ob es um Verhütung, Entbindung oder Gesundheitsfürsorge geht. Finanziert werden sie von ausländischen Organisationen oder von kirchlichen Basisgemeinden. Oft bieten die Frauenhäuser auch Ausbildungen zur Näherin, Köchin oder Sekretärin an. Frauensolidarität wird großgeschrieben in Nicaragua.

Statt eines Epilogs: Hochzeit á la nica

„Estan dispuestos a contractar matrimonio de su libre voluntad?“ „Sí“, antworten wir beide gleichzeitig. Mein frischangehafter Ehemann Horst hat zwar kein Wort von der Zeremonie verstanden, aber mit „sí“ zumindest die richtige Antwort gegeben. Hochzeit á la nica, ein Ehegelöbnis mit Hindernissen. Zunächst reichen dem Anwalt, der uns trauen wird, die Papiere nicht. Da fehlt doch das Ehefähigkeitszeugnis. Doch mit 20 Dollar extra beweisen wir ihm, dass wir beide ledig sind. Dann der Versuch, uns von unserem Entschluss abzubringen, in Nicaragua zu heiraten: „Ich weiß ja, dass viele Europäer spinnen. Die springen bei der Hochzeit aus dem Flugzeug und so, aber wenn Ihr darauf besteht.“ Als wir bei Sonnenuntergang in der Strandkneipe ankommen, die wir für die Zeremonie gemietet haben, warten die Gäste schon. Um den glücklichen Bund der Ehe einzugehen, fehlen eigentlich nur der Anwalt und die Trauzeugen. Den Anwalt findet Horst eine halbe Stunde später in seiner Hängematte im Garten. Er war sich nicht sicher, ob er kommen sollte. Meine Trauzeugin kommt noch eine halbe Stunde später, sie fand den Strohhut einfach nicht, den sie mir zur Feier des Tages aufsetzen wollte. Aber dann, zwei Stunden später als geplant, bin ich Ehefrau, Nica-Ehefrau. Um es auch in Deutschland zu werden, muss ich in Nicaragua noch 40 Stunden lang Schlange stehen, um vier lächerliche Papiere zu besorgen. Bürokratiekram, der sich in Deutschland fortsetzt. Vielleicht, ja, vielleicht heiraten wir hier einfach nochmal. Doppelt hält bekanntlich besser.